

(Nachdruck verboten.)

6]

Madame d'Ora.

Roman von Johannes B. Jensen.

„Wo soll ich hin?“ sang Madame d'Ora, „ich wage ja keinen Fuß zu rühren in Deiner Gegenwart, ehe Du mir nicht den Weg zeigst. Ah, da hast Du Deine Stube, — wie reizend! Ganz so wie Du in London wohntest. Aber welche eine kolossale Aussicht Du hast, Edmund! Du wohnst ja in der Luft. Hier sitzen wir ja und fliegen! Mir wird ganz schwindlig! Du hast immer hoch gewohnt, Edmund! Immer habe ich hundert Treppen steigen müssen, ich mit meinem Gewicht, oder auch . . . nein, diese Fahrstühle sind doch gräßlich, das Herz sackt einem buchstäblich in die Stiefel hinab, wenn sie in die Höhe steigen, und dann wenn er anhält, o, dann fliegt das Herz direkt in den Hals hinein! Mein Herz ist in Unordnung. New York gefällt mir. Und hier, sagst Du, hast Du drei Jahre gewohnt . . . sehr einsam, das fühle ich, es ist ja grau hier, Du hast keine Blumen! Lieber Edmund, ich muß wohl noch einmal Farben zu Dir hineinschleudern. Aber wollen wir uns nicht setzen. — Darf man rauchen?“

Hall lächelte und holte Tabak herbei.

„Du darfst rauchen. Hast Du Dich von der Seereise erholt? Befindest Du Dich wohl im Hotel?“

„Ausgezeichnet. Du weißt doch, daß jeder beliebige Ort unausstehlich wird, wenn ich da bin. Ich mag mich nicht langweilen. Vier Menschen haben mir schon ihre Lebensgeschichte erzählt. Ich halte Proben ab, unterhandle mit meinem Direktor — ein fixer Mensch —, ich bin interviewt, photographiert, habe in einen Phonographen hineingesprochen. Du siehst so aus, als würde ich Dich mit Schneebällen, lieber Edmund. Ja, satt habe ich es noch nicht — hier sollst Du sehen . . .“

Madame d'Ora öffnete ihre goldbeschlagene Tasche und zog eine Nummer des Journals hervor, das ihr eine ganze Seite gewidmet hatte. Hall besah die Bilder, sein Gesicht nahm einen finstern Ausdruck an, als sein Blick an einem hängen blieb, das Leontine in Gesellschaftstoilette mit entblößtem Busen darstellte. Aber seine Mine ging sofort durch einen Ausdruck von Kälte in ein höfliches Lächeln über, das schnell warm wurde. Madame d'Ora folgte dem Spiel in seinem Gesicht und lachte zuerst laut, dann staunend und schließlich ganz leise und glücklich. Sie sahen sich an und griffen zu gleicher Zeit nach einander.

„Meine Friitur!“ ruft Madame d'Ora, und sie küßt Hall ein letztes Mal fest und lange. Sascht dann nach der Zigarette und paßt drauf los.

„Apropos — die kleine Armenierin ist fort. Ich hatte gestern morgen so viel Vergnügen daran, ihr dickes, schwarzes Haar zu ordnen. Denk Dir, all das schöne Haar war ein einziger Wust, als wir sie aus dem Zwischendeck heraufholten, sie hatte es eine ganze Ewigkeit lang nicht gekämmt. Ja, ich frisierte sie nach der allerletzten New Yorker Mode. Mein Gott, hast Du denn gar nicht gesehen, daß ich auch verändert bin! Wir kämmen alles Haar in einer dicken Welle über das eine Auge ins Gesicht hinein, das ist hier so Sitte. Uebrigens sind die Damen ja schrecklich, die ich hier während dieser zwei Tage gesehen habe. Welche Barbaren! Sie haben die besten Beine von der Welt, aber sie verstehen nicht zu gehen; sie haben viel Anmut, von deren Wert sie keine Ahnung zu haben scheinen, dreiste Augen, die aber nicht befreit sind . . . ich glaube, die Männer hier sind langweilig! Man hat mir nicht den Hof gemacht, Edmund, wie beschämt ich mich fühle! Niemand wagt, mich anzusehen . . . nein, das ist doch zu arg, ich bin mehreren Männern begegnet, in deren Gesicht ich einen warmen, aufrichtigen Appetit las, vermischt mit der lebhaftesten Angst vor Prügelein. Sehe ich so athletisch aus? Weißt Du, was man mir erzählt . . . Die Damen hier töten die Anbeter mit riesenhaften Sutnadeln! Du weißt das? Du nickst erbleichend . . . Oh, schuldiger Edmund! Wir werden ja sehen. Wir wollen etwas erleben in dieser strahlenden Stadt! — Ja, Fräulein Karekin wurde also gestern morgen von diesem Laienprediger, oder was er sonst

ist, von diesem Ewanston abgeholt, nachdem ich sie aufs aller-schönste frisiert hatte. Ich ließ sie nur ungern fort, Gott weiß, wo dieser Gottesmann sie unterbringen will? Ich hatte kein Verlangen, ihn zu sehen. Das kleine Wurm erzählte mir, sie sollte bei einer Familie wohnen.“

„Ich bekam heute einen Brief von Herrn Ewanston,“ wandte Hall ein. „Er bat, mich mit Fräulein Karekin besuchen zu dürfen.“

„Der Kerl! Was will er?“

„Er schreibt in dunklen und mir ganz unverständlichen Wendungen von einer Entdeckung, die er in bezug auf Fräulein Karekin gemacht haben will, und von Diensten, die wir der Wissenschaft und der Menschheit leisten werden.“

„Du willst doch nichts mit diesem unerzogenen Menschen zu tun haben?“

„Wäre es nicht möglich, daß er irgend etwas Amüsantes auf dem Herzen hätte? Ich habe ihnen telegraphiert, sie möchten heute nachmittag um vier Uhr kommen.“

„Bestehe es nur, Du bist in die kleine Armenierin verliebt!“ rief Madame d'Ora übermütig aus, und als Hall schwieg, sah sie ihn stutzig an. Dann aber lachte sie wieder schonungslos.

„Du warst auf dem Schiff von ihr bezaubert. Ich kenne Dich ja, großer, verliebter Junge, Du setztest das allernobelpste Gesicht auf, als läge die Liebe mit allen ihren süßen Lorbeeren mondenweit von Dir entfernt. Ich bin ja in Paris mit Dir gegangen und habe die seraphische Unschuld in Deinem Blick gesehen, wenn irgend so ein kleines Miesfäpchen in unserer Nähe ihren krummen Schwanz machte. Dann wußte ich, daß Dein Verlangen nach ein Paar jungen, runden Augen stand, daß Du Dich sehnest, alle diese armeligen Anfangsgründe wieder zu üben . . . Edmund, sieh mich nicht so kühl an! Ich habe recht, aber verlegen will ich Dich nicht. Gut, reden wir von etwas anderem.“

„Willst Du mit mir ausfahren?“ fragte Hall ein wenig fern in seiner Haltung. „Mein Automobil steht zehn Minuten von hier, ich kann es vor die Tür telephonieren.“

Das Stechende in Madame d'Oras dunkelblauen Augen verschwand im Nu, der Blick betaute sich, das Weiße im Auge wurde groß und bläulich wie bei Kindern.

„Ja,“ flüsterte sie. „Ich will mit Dir fahren. Es ist mein Tag, Edmund. Vergiß es nicht, heute ist mein Tag und Deiner. Weißt Du, daß es Frühling ist? Sieh hinab! Tief da unten zwischen den Häusern stehen grüne Bäume! Sie leuchten wie die Bäume auf dem Boulevard St. Germain. Welch eine große Stadt dies ist! Heute bin ich glücklich, Edmund.“

Sie schwieg und lehnte sich mit gesenkten Augen zurück. Nach einer Weile lachte sie leise und kehrte in anderer Form zu dem Gespräch von vorhin zurück.

„Ich begreife, daß Mirjam Karekin Dich interessiert, sie ist natürlich ein feines kleines Geschöpf. Ich habe sie schrecklich lieb gehabt, aber weißt Du was, sie war wirklich sonderbar und ich glaube nun ein für allemal nicht an Sonderlichkeiten. Stumme Leute, — nun, die küssen wohl ebenfögt wie wir, aber das wirst Du mir wohl einräumen, sie gehen umher und machen sich in ihrer stummen Art kostbar auf eine für aufrichtige Leute ruinierende Weise. Meinst Du, daß die kleine Mirjam sich nur im Entferntesten dazu bewegen ließ, mir die armenische Tragödie zu erzählen, auf die hin sie dieser Nachtmisionär Ewanston interessant gemacht hat? Nein, sie schüttelte beständig ihr liebes kleines Köpfchen und blickte versteinert um sich, so daß man die Luft mit Bajonetten, Feuerbrünsten und Feuerwaffen angefüllt sah. Uebrigens, wie muß das arme Kind sich von allem überwältigt gefühlt haben! Hier kommt sie in diese Dampfhämmerei von Stadt . . . ich versichere Dich, sie sah vorgestern den ganzen Tag ganz still und verwirrt auf einem Sofa, während ich beschäftigt war und die Presse empfang, ich wußte gar nicht, was ich für die hilflose Kleine tun sollte. Hoffen wir, daß man für sie sorgen wird. Diesem Mormonen, Ewanston, traue ich nicht. Ich bin heute nachmittag, wenn sie kommen, natürlich hier, dann müssen wir ihn auf den Bahn führen.“

Hall nickte, er stand da und sah Madame d'Ora sehnsüchtig an, gleichsam hinweg über die Klust von Miß-

stimmung, die sich zwischen sie geschoben hatte. Sie verstand ihn, kannte ihn und es gelang ihr, den Schleier über seinem Blick zu zerreißen, indem sie an ihn herantrat und ihn so treuherzig küßte, wie nur sie es konnte. Sie glühten beide vor Innigkeit, sahen sich nicht an, hielten sich aber einen Augenblick fest in den Armen.

„Wollen wir nun fahren?“ fragte Madame d’Ora. Wie froh und warm ihre Augen jetzt waren, während sie an Edmund Gall hingeh, und wie sonderbar sie seine Hand umfangen hielt, als ob das Bewußtsein, daß sie ihn liebte, sie vergeßlich mache!

„Ja, Leontine,“ sagte Gall, lachte tief aus der Brust heraus wie ein glücklicher Junge und küßte sie auf beide Wangen. Er ging ans Telephon, und während er lauschte, sah er ununterbrochen zu Leontine hinüber, die die Handschuhe anzog und auf mädchenhafte Weise lächelte.

„Kann ich mich darauf verlassen, daß Du heute schon etwas zu essen bekommen hast?“ fragte sie. Gall schüttelte den Kopf, beständig das Schallrohr am Ohr.

„Dann fahren wir zu allererst zu Martin und frühstücken,“ erklärte Madame d’Ora. „Ich bin selber hungrig. Oder willst Du mit mir hinaus und Reford brechen? Sollen wir Lederzeug anlegen?“

„Nein,“ sagte Gall und lachte. Er sprach kurz einige Worte ins Telephon hinein. „Nein, mein Kind, wir fahren ganz vernünftig. Aber ich muß mich doch umkleiden. In zehn Minuten ist das Automobil hier.“

„Hast Du einen Chauffeur?“

„Ich fahre selbst. Willst Du hier warten, während ich mich umkleide, es wird nur einige Minuten währen. Rühre aber nichts an, ich habe überall Gift und Elektrizität . . .“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Landbriefträger.

Skizze von Reinhold Ortmann.

Ueber Nacht ist der Schnee gekommen. Lang hat der Winter gezögert, dem Herbst das Regiment aus der Hand zu nehmen, und nun hat er sich ins Tal geschlichen wie ein scheuer Dieb. Am Abend fielen leicht und leis die ersten Flocken, und dann ging’s die Nacht so fort, bis zugebedt war, was am Vortage noch mit bunten Farben geprahlt hatte.

Quirin Giestl zieht sich brummelnd die schweren hohen Stiefel an, nachdem er am Morgen einen Blick aus dem Fenster getan hat. Gatt’ seinetwegen noch lang’ warten können, der Herr Winter. Was hilft’s ihm, dem Giestl, wenn es draußen glibert und leuchtet in silberner Schönheit, wenn die Bäume, die gestern noch ihre Zweige kahl und ärmlich gen Himmel gereckt haben, heut ausschauen wie Wunderwerke aus köstlichstem Kristall? Wenn er sich in die warme Stube setzen und so hie und da in aller Gemächlichkeit einen Blick hinaustun könnte — da tät’s ihn vielleicht freuen, das weiße Gewand von Berg und Wald. Wenn man aber ein paar Stund’ lang stapfen muß durch den fufshohen Schnee, wenn Füße und Hände kalt werden und die Ohren schier wegfrieren — da ist’s aus, ganz aus mit der Freude. Ist eben doch eine schlechte Zeit für einen Landbriefträger, der Winter. Und besonders, seitdem der Quirin alt geworden ist, mag er ihn nicht mehr, den kalten Herrn. Im Sommer tut sich’s noch mit den Gliedern; im Winter aber wollen sie nicht mehr so recht — da kommt das böse Reitzen und was das Alter sonst noch an Plagen mit sich bringen mag.

In dem schweren, dicken Mantel — das ist der einzige Luxus, den sich ein Landbriefträger leisten muß — trottet Quirin Giestl zur Posthalterei. Natürlich! — Hat er sich’s nicht gedacht? Grad’ heut sind’s akkurat vier Pakete mehr als sonst — heut, wo einem die Finger so hübsch erfrieren können. Daß doch —! Aber alles innerliche Wüten und äußerliche Knurren hilft nichts — er muß den Postfad auf den Rücken laden, auf den noch ein paar Pakete gepackt werden, und das andere müssen die Hände tragen.

Der Herr Posthalter schüttelt ein bißchen mitleidig den Kopf, wie er dem Alten nachsteht. „Wird’s aa nimmer lang tun, der Giestl,“ meint er zum Adjunkten, der gerade eine halbe Maß unschädlich macht. Und der Herr Adjunkt brummt zurück:

„Hat seine Siebzg mit z’trag’n, der Giestl. Na, i gönn’s eahn, wenn er amal sei Ruh’ kriagt.“

Quirin ist inzwischen schon stad die Landstraße hinuntergestapft. Pressieren tut’s ihm nicht — beileibe nicht. Und ob’s den Empfängern der Briefe pressiert, danach fragt er nicht lang. Wenn er kommt, nachher ist er da — früher nicht. Das müssen die Leute doch einsehen.

Die Briefe für’s Dorf hat er in einer Extratäsch. Umständlich packt er seine Pakete auf einen Arm, und mit der frei gewordenen Hand kramt er die Briefe hervor. Da ist einer für

Georg Brandhofer — „Portopflichtige Dienstsache“. Der Giestl weiß, was das zu bedeuten hat — vom Gerichtsvollzieher kommt’s halt. Ja, ja, der Brandhofer! Ganz heruntergewirtschaftet hat er den schönen Hof. Seit die Bäurin tot ist, tut er nimmer gut. Und ist kein seltner Gast da, der Mann mit den hübschen blauen Wappeln.

Des Brandhofers Nachbar, der Matthäus Partenhauer, bekommt auch einen Brief. Wie doch Leid und Freud so nah beieinander wohnen! Der Matthäus ist hinaufgekommen, der Georg hinunter. Matthäus hat sein Anwesen gehoben, sein Sohn ist gar Beamter geworden — bei der Eisenbahn. Allewege ist es ihm auch nicht gut gegangen, zwei Kinder sind gestorben; aber nun ist er obenauf. Der Aelteste hat den Hof, und er, der Vater, lebt im Ausgeding bequem und angenehm. Ein ganz klein wenig ist ihm der Quirin neidig — nur ein wenig, wie’s einem Christenmenschen zur Not erlaubt ist.

Die beiden Briefe hat er abgegeben — bei dem einen bekommt er nur ein Brummen zum Dank, beim anderen einen Kirsch. Der Kirsch ist besser, und der Quirin beschließt, nicht mehr neidig zu sein.

Nun kommt die Josepha Lautenbacher. Das ist die Tochter vom Bürgermeister, aber recht ein armes Ding. Auf der Brust hat sie’s — lebt nimmer lang, meint der Doktor. Und dabei würde die Josepha so viel Geld bekommen, und ist doch so ein armes Ding. Wunderlich, wunderbar! Quirin schüttelt den Kopf. Und er macht sein freundlichstes Gesicht, das freilich immer noch wie Regenwetter ausschaut, wie er der Josepha den Brief gibt. Ein Zehnerl schenkt sie ihm dafür, und Quirin trottet weiter.

„Mei — der Fichner kriegt gleich drei Schreiben! Ja so — der will seinen Hof verkaufen. In der Stadt will er eine Wirtschaft aufmachen — die Stadt, die lockt sie halt alle, alle. Sind schon viele hineingegangen, die der Quirin gekannt hat — und haben nicht alle Glück gehabt. So mancher ist im Glend gestorben, der auskömmlich hätte leben können, wär’ er nur daheim geblieben. Daß sie nur gar so arg gern fortmögen, denkt der Quirin, und weiß die Zeit doch noch, wo er sich selbst hinausgesehnt hat in die fremde Welt. Aber wenn man in den Siebzigern ist, dann versteht man’s halt nicht mehr, wie die Jungen fühlen, und will’s nicht wahr haben, daß man’s auch so oder noch ärger getrieben.

Er denkt ja auch nicht eben oft nach über das Leben — nur heut ist’s ihm gar so wunderbar. Heut fallen ihm all die alten Geschichten wieder ein — man sieht ja viel in einem langen Leben, auch wenn sich dies Leben auf der Landstraße zwischen wenigen stillen Dörfern abspielt. Er kennt jeden Hof am Weg, kennt jeden Bauern, er hat die Großväter, die Urgroßväter der Kinder noch gekannt, die neckend hinter ihm dreinrufen. Er hat die Not des Vaters gesehen, dessen Sohn heut im Glücke sitzt, er weiß um die Seligkeiten der Großeltern, deren Enkel im Glend verkommen. Gehen und Kommen hat er steigen und fallen gesehen — nur er ist immer seine Straße weiter gegangen, immer den gleichen Weg, Tag für Tag, einmal hin, einmal zurück, unbekümmert darum, was das Schicksal denen an Leid und Freud gebracht hat, die am Wege wohnten. Der hat ihm wohlgetan und jener ihn geärgert — der eine wie der andere ruht im Grabe, und den einen wie den anderen hat er vergessen. Hier hat ein Nädel ihn am Zaun erwartet, den Brief vom Liebsten aus seiner Hand zu nehmen — und wie er keine Briefe mehr gebracht hat, da hat sie ihr Leid im Mühlbach zur Ruh’ gebracht. Dort hat sich ein Tagelöhner gemüht um sein täglich Brot, und den Enkel hat ein Lotterielos reich gemacht — da hat sich ein Bauer erhängt, den ein unheilbares Leiden in den Tod getrieben, und der Sohn ist der reichste Wirt im Dorf. Und nun geht er über die einsame Landstraße — da erzählen ihm die Markterln am Wege, wie den und jenen Freund ein Baum erschlagen hat, wie hier eine rollende Mühle blühendes Leben vernichtete, dort Blühschlag einen Besitz zerstörte. Vergessen, vergessen! Das Leben ist weiter gegangen, und in die Läden am Wege sind Andere getreten.

Kalt ist’s heute, bitter kalt. Der Atem friert, und er kann nicht einmal die Hände reiben, die die Pakete tragen. Nach und nach erst, bei einzelnen Gehöften wird er sie los; und wo er so einen Paden bringt, da gib’t’s wenigstens ein Fünferl zum Lohn. Die Leute wissen, wie schwer dem Alten sein Beruf wird. Sie nehmen ihm auch seine Grilligkeit nicht übel; nein, wenn man so jahraus, jahrein allein seinen Weg geht, keinen Menschen hat, mit dem man reden kann — da muß eins ja so werden!

Und weiter geht der Quirin. Er hat sich seinen Weg, den er fünfzig Jahre lang tagtäglich gegangen ist, hübsch in Stationen eingeteilt; bei dem schiefen Baum eine — beim Förster die zweite — beim Hansenbauer die dritte — beim Waldansang die vierte — und so fort. Nun zählt er gewissenhaft; und jedesmal, wenn er wieder eine Station hinter sich hat, schnauft er befriedigt ein bißchen aus.

Heut dauert das Auschnaufen arg lang, und bei jeder Station ein bißchen länger. Die Füße — die Füße! Da reißt’s und zwidrt’s, als säße die Langerbäurin selig in Person drin — die ist auch so’n Deache gewesen, die ihren Mann zu Tode gequält hat. Auf der nächsten Station, da steht eine Bank. Zwar, das Niedersetzen macht nur müder; aber er fühlt, daß er’s nötig hat. Und so stapft er weiter, brummelnd und knurrend und den Winter vermütschend, bis er sich auf die Bank setzen kann.

Rein, — wie ist ihm der Kopf schwer! — So wunderbar — so wunderbar — und daß er immerfort denken muß an all die Leut', die nun lang im Grabe ruhn —. Und er muß doch seinen Weg geh'n — seinen Weg — aber ein bißel ausruhen erst —. Und die Lider werden ihm schwer, der müde Kopf sinkt auf die Brust — — —

Noch einmal haben sie ihn den Weg getragen, den er fünfzig Jahre lang tagtäglich gegangen ist. Aber der Quirin hat die Markterln nicht mehr gesehen und nicht die Häuser, nicht die Menschen, die sich neugierig in den Türen dieser Häuser gedrängt haben — er hat die letzte Station erreicht. Und er ruht nun aus bei denen, die an seinem Wege gewohnt haben, und die ihm vorausgegangen sind.

Kleines feuilleton.

Münchener Satiren. Berlin ist eine gebaute Stadt, München, ihr süddeutscher Gegenpol, eine gewachsene Stadt. In der Reichszentrale herrscht der Korpsgeist der Uniformen, der Schiffshüte, der Salare wie der Wäfen. Die „Stände“ fühlen sich dort noch solidarisch, die Beamten hier, die Bürger in der Mitte, der Professorien wachsendes Heer dort. Und nur die Intelligenz bildet eine veröhnende Luftschicht zwischen den Kasten. In der süddeutschen Vier- und Kunstmetropole, genannt München, hat das Jah vielmehr Boden und Recht. Es gibt vielleicht in keiner Stadt Europas mehr Individualisten, Ichmenschen, Eigenbrödlar, Sonderlinge, Charaktere, mit einem Wort Zeitgenossen, denen das Schema Z des mitteleuropäischen Normalmenschen ein Greuel ist. Künstler und Holz-Inechtsnaturen, Zigeuner und Gelehrte, Zentrumspsaffen und Freidenker, die erbeingeessenen starken Altbayern und die zugewanderten Klugen „Nordlichter“, Maler, Musiker, Literaten, Snobs und Bourgeois, Droschkenfutscher und Mörtelweiber, Arbeiter und Kleingewerbler: alle, alle leben sie mit köstlicher Ungeniertheit und bemerkenswerter Kulturlosigkeit ihrer Lebenshaltung durcheinander hin und ein demokratischer Geist, der am bildmächtigsten bei dem sommerlichen Kellerleben jutage tritt, bildet hier den Kitt. Abseits stehen nur, wie überall auf Germanias Fluren, die „Edelsten der Nation“: der Adel und das Militär vom Feldwibel aufwärts. Das Vergnügen ist aber durchaus gegenseitig.

Es ist natürlich, daß eine große Stadt wie München (das nie eine Großstadt werden wird!) mit so ausgeprägter Physiognomie, eine Stadt mit so viel Isten und Anern: Egoisten, Alpinisten, Marianern, Wagnerianern, ebenjohiel Lobredner wie Spötter zu allen Zeiten gefunden. Es gibt eine ganze Literatur über München und die Münchener, die jebenfalls origineller und umfangreicher ist wie die über Berlin, wenn hier auch ein Heinrich Heine an der Spitze marschiert. Die Lobhudler Münchens beschäftigen uns hier nicht. Aber die Satiriker. Unter den Modernen sind an erster Stelle Michael Georg Conrad, Oskar Panizza und Josef Kuederer zu nennen. Zwei Franken und ein Altbayer, aber berufene Sittenschilderer ihrer Scholle. Conrads unvollendet gebliebener Romanztylus: „Was die Isar rauscht“, dessen Vorbild Zolas: „Die Rougon-Macquart“ waren, ist eine einzige breit ausgepönnene Satire gegen gewisse Eliquen und Konventikel im Münchener Kunst- und Geschäftsleben. Aber Conrads Tinte war die Galle und der Roman ist aus einer Privatangelegenheit des Autors nicht herausgekommen. Viel mehr befreiende Kraft überlegenen Humors steht in dem kleinen, geistvoll-bissigen Pamphlet, das vor 10 Jahren Oskar Panizza unter dem unscheinbaren Titel: „Meber die Stadt München“, als drittes Stück in seinen „Dialogen im Geiste Kuttens“ schrieb. Panizza, der ewige Protestant, Suttentioner und Papstbekämpfer, steckt heute, von bayrischen Staatsanwälten gehegt und verfolgt, unheilbarem Verfolgungswahnsinn preisgegeben, in einem Münchener Irrenhaus. Vergessen, verschollen, wie seine Schriften, unter denen so köstliche und wahrhaft europäische Bekenntnisse eines freiesten Geistes waren, wie die „Unbefleckte Empfängnis der Päpste“, die „Züricher Diskussionen“ und das „Liebestongil“! Köstlich ist die Stelle in der Münchener Satire, wo er die menschliche Architektur der versumpften, romanischen, mariologischen Bevölkerung Münchens mit dem tropfigen Gebälk, den Baden-Säulen, den Busen- und -ladenden Erkern des Jesuitenstils vergleicht. Köstlicher jene andere, wo er seine Landsleute von der Gefühlsseite zusammenfaßt. Sie sei hier noch einmal der Vergessenheit entrisen. Das materielle und geistige Kinnbadenbedürfnis der Münchener, das Bermalmen müssen um jeden Preis, die pure Genußsucht, nur um guten Stuhlgang zu haben, kennzeichnet Panizza also: „Heute „Tristan und Isolde“, morgen „Wodpartei“, übermorgen „Kunstausstellung von Nuditäten“, dann Osterfest mit symbolischem Schinkenfleisch, dann „Salvator auf dem Kochherberg“, Redouten mit wallenden Busen und Seltenschmeißerei, dann wieder Entündigung: Fasten, d. h. Fastenessen, Responsorien von Scarlatti, Stabat mater von Palestrina und dann Rendezvous in der Konditorei — verstehen Sie? — so mein ichs! — Alles nebeneinander, alles zu seiner Zeit, aber alles! nicht das Eine nicht, das Andere doch, sondern alles! Verschlingen, genau wie in ihrer Kunst: e bist Makart und e bist Gabriel Nag und e bist Rüstl und e bist Du Prel, aber auch etwas Uhe und etwas Pietismus und von allem übrigen Anderen auch noch recht viel . . . verstehen Sie? so mein ichs. Ist nicht kolossal, bies Sodom und Gomorrha?“

Ganz anders, nämlich altbayrisch kurzgelehrt, bodenständiger also größer ist Josef Kuederers Weise, den sie mit Recht den besten Satiriker der zeitgenössischen Münchener Dichterschule nennen. Kuederer ist ein Freund des Haberfeldtreibens. Das hat er schon in seiner „Fahnenweihe“ bewiesen, wo er die ländlichen Haberer den Psaffen und Amtsrichtern, den zubälterischen königlich bayrischen Posthalter, die Honoratioren und das ganze Lumpengeindel aus Stadt und Land flott hertreiben läßt und über diesen göttlichen Spaß selber aus vollen Waden lacht. Und das hat er aufs neue in seinen eben (bei Georg Müller, München) erschienenen „Münchener Satiren“ bewiesen. Hier proklamiert er sich selbst zum moralischen Haberfeldtreiber: „in dieser Lendenlahmen, miserablen Zeit, wo alles auf Beßen schleicht, wo alles kuschet und lispelt, wo alles kriecht, schielt . . . wo ausgesprochene Gegensätze sich auflösen in einem Dufel von Alkohol, Brüderlichkeit, von Christentum, Spiritismus und Neoromantik, ist notwendig, daß unter dem Getrach der Dreschselegel und unter dem Ablefen von Spottliedern manchmal aufgenudt wird. Draußen auf dem Lande der lieben Geißlichkeit und dem mehr wie dünkelfaften Beamtentum. Bei uns in der Stadt jenen Sitten und Gebräuchen, die dank der Eselsgeduld der guten Münchener erbeingeessene geworden sind.“ Der Dreschselegel liegt gut in dieses Kraftlers Kuederer Faust, und flott treibt ers wieder her, die geschwollenen Knallprohen, die Muder und Duder, die Seiger und Speichler, die Bürger Schöps und Trottelberger, die Kunstgründer und Wagner-spekulanten, den Bürgermeister und die pssifigen Hofräte, den Ganghofer und den Postart. Sogar dem Peter Schlemihl knallt er einmal gelinde den Dreschselegel um den Kopf, aber der ist selber ein Altbayer und hat einen Eisenschädel, an dem sich schon manche Jesuitenphalang die Langen verbogen hat.

Drei Satiren sind es vorläufig nur, aber hinten kündigt der Verleger verheißungsvoll an: „Weitere Münchener Satiren des gleichen Verfassers je nach Bedarf.“ Freuen wir uns dessen! „Auf drehbarer Bühne“ heißt die erste vor 6 Jahren zur Eröffnung des Münchener Prinzregententheaters geschriebene Satire. Ein geistvolles Pamphlet, eine schonungslose Demaskierung aller jener Münchener Theaterfeldherren, Hofräte, Zeitungsverleger, Baumeister, Gründer, Advokaten, Gemeinderäte und Gesellschaftsführer, die öffentlich mit Idealismus und insgeheim mit Terraintaktien haustieren gehen. Leider ist des Haberers Spottlied auf den „Nabbi Sichel, Oberrabbiner, Intendant, Professor, Ritter hoher Orden“, der zu Füßen der Statue von der verpönten Gelegenheit (zielt auf Wagner in München 1864!), umgeben von der spaliertbildenden Firma Theilmann u. Schrittmann (Theilmann u. Littmann) mit der ganzen Terraingesellschaft, den Postieren, Zigelträgern, Mörtelweibern, den Bürgern Schöps und Trottelberger, der „Eintrittsbilletspreisermäßigungscommission“ und den 26 Redakteuren des „vornehmsten Blattes Mittel- und Süddeutschlands“, über Wagner und die deutsche Kunst mauschelt, nicht mehr ganz aktuell.

Desto frischer liest sich dafür die dritte Satire: „Der Hohe Schein“. Das ist bekanntlich der Titel eines leider in allen Leihbibliotheken zu habenden Lederhofenromans des neuesten Hohenzollerndichters Dr. Ludwig Ganghofer. Kuederers „prähistrischer Epilog aus alten Urkunden gesammelt“ erzählt uns, wie der blonde Wald- und Naturmensch Ludwig Hofganger in einem Urwald bei Bierheim hauste; wie er so fabelhaft objektiv war, daß er diese Freundschaft schloß mit dem Peter Schlemihl, trotzdem er ein ausgesprochener Optimist und der Schlemihl, der nördlich der Alpen ein der Regierung stark opponierendes Blatt, den „Serenissimus“ leitete, ein ausgesprochener Schwarzseher war; wie der Hofganger seine Keule über die Schulter nahm und gen Bierheim wanderte, wo der Hohe Schein festlich einzog und ein Museum einweihete; wie der Hohe Schein fünfdiertel Stunden mit dem Hofganger redete und ihm sagte, daß er den Extrakt der Hofgangerschen Weltanschauung: „Nisttraue nie jemandem, laß Dir nie das Gegenteil beweisen und Schweige im Walde“, habe eigens in Holz brennen lassen, zum Privatgebrauch. — Zum guten Schluß der glänzenden und überlegenen Satire auf den Münchener Deutschen Museums-Rummel und den Münchener Byzantinismus erfährt man auch, warum der „Simplizissimus“ das: Schweige im Walde! sich selbst zu eigen gemacht hat, und den roten Rops im Kasten behielt in den närrischen Tagen, da der Hohe Schein in Bierheim einzog und die Schöps und Trottelberger vor Entzünden Kopf standen.

Im Kampf gegen Dummheit und Gemeinheit grüßen wir Josef Kuederer, den tapferen Wiedererwecker des alten bäuerlichen Sittengerichts als geistigen Bundesgenossen. Die Justiz der Satire ist eine unbefleckte, sie siegt im Zeichen des gesunden Menschenverstandes.

Kunst.

Erziehung zur Kunstgeschichte. Prof. S. Wölflin aus Berlin sprach im Städtischen Museumsverein in Frankfurt a. M. über dieses Thema. Der feine Kenner alter Kunst warf, wie wir der „Frankf. Ztg.“ entnehmen, zunächst einen Wlad auf den Umfang, den das Studium der Kunstgeschichte, die heute ja schon in den Mittelschulen gelehrt wird, erreicht habe. Er bezweifelt, daß die Resultate im Verhältnis zu dem Aufwand stehen, den sie erfordern. Viele begnügen sich, Urteile oberflächlich zu übernehmen. Ein Teil geht weiter, erringt sich das Systematische, studiert äußere Merkmale der Meister und glaubt genug zu wissen,

wenn er sagen kann, wie Raffael ein Ohr, Botticelli eine Hand zeichnete. Damit ist freilich ein Künstler noch nicht erfasst. Es kommt nicht darauf an, irgend eine Neußerlichkeit, sondern die ganze Linie eines Künstlers zu kennen. Höhere Begriffe erschließen sich, wenn man, nicht zufrieden damit, Art und Geschmack eines Künstlers zu kennen, sich in den Massen- und Volksstil vertieft und z. B. Gobbema und Maysael Rubens — dem Landschaftsfächer — gegenüberstellt. Die Stille der Holländer ersetzt der Bläme durch das Tempo, er visiert auf die Masse als Ganzes, sein Boden hat die Wellen des blämisches Terrains, das Laub seiner sich förmlich drehenden Bäume ist in Bewegung, sein Horizont ist hoch — die typischen Unterschiede von Himmel und Erde in beiden Ländern zeigen sich in den Bildern ihrer Maler. Auch in der Menschen-Darstellung brüden sich die Unterschiede im Landes- und Volkscharakter aus. Das holländische Sittenbild ist geometrisch und rechtwinklig, das blämisches voll Pathos und Bewegung. Nicht weniger kündigt der Architekturstil das Land: Gegenüber dem schlichten Backsteinbau, der zarten Giebelsthouette der Holländer steht die Wucht der Rubensischen Architektur. Wer Bilder so sieht, gewinnt einen Einblick in die Optik eines Volkes und über die tektonischen Formen in das Leben des Volkes selbst. Es genügt nicht, von der Gotik sagen zu können, man erkenne sie an Spitzbögen und Gewölberippen, sondern man muß das durchgehende Leben der Gotik fühlen, das sich auch in der Form des Löffels ausdrückt, denn in allem lassen sich die großen Strömungen des Formgefühls erkennen. Ist nun, so führte der Vortragende weiter aus, diese Erkenntnis das Ziel der Kunstgeschichte? Der Künstler hat diese Ausgangspunkte nicht. Für ihn dreht sich alles um das Verhältnis zum immer gleichbleibenden Objekt. Er hat nur das eine Bestreben, Zeichen zu finden für die Natur, die er sieht; von dem gewaltigen Eindruck, den er von ihr empfängt, will er sich befreien. Er fühlt in sich eine leidenschaftliche Aufforderung, jene Landschaft, diesen Kopf zu bezwingen, wie der Bergsteiger nicht ruht, bis er den Gipfel unter sich hat. Der Künstler steht vor seinem Modell mit geschärften Sinnen, er weiß, daß er mit der Natur nicht konkurrieren kann, sein Bemühen ist vielmehr darauf gerichtet, zu zeigen, wie das zusammengezogene Detail am restlosesten das Modell ausdrückt. Auf die Kraft des zusammenziehenden Sehens, des zeichenfindenden Könnens kommt es bei ihm an. Welche Freude hat der Beschauer an einem Porträt von Franz Hals! Er spürt, wie hell und groß bei Hals der Intellekt war, wie stark er „herausziehen“ konnte, das Bild macht ihn lustig und stärkt ihn. Das Fragment, das ihm sonst entgegentritt, ist hier ersetzt durch etwas Reifloses und Geschlossenes, er hat den ganzen Menschen vor sich und weiß, mit wem er es zu tun hat. Bei größeren Komplexen verstärkt sich die freudenspendende Kraft des Wildes so, daß sich der Beschauer vervielfacht vorkommt, wie es etwa einem Quartettspieler ergehen mag, der den Klang der anderen Stimmen mitgenießt und alle als Ganzes empfindet. Von solcher Intensität ist der Genuß z. B. vor Rubens, oder vor einer gotischen Fassade, die wie Rubens ein Gesamtes verlangt, das freilich nicht jedem gegeben ist. Kunstwerke, die diese Note des Zusammenschlusses und der geprägten Form tragen, Werke, die ganz auf sich ruhen, sind unabhängig von Zeit und Land, unabhängig von der Gewandung und dem Zeitstil. Zu ihnen, die über das hinausgehen, was sich immer ändert, über Stile und Strömungen, die aufhören, zu ihnen, die alle Zeiten und Menschen binden, ist zu erziehen. —

Technisches.

Das höchste Geschäftshaus der Welt. Die Pläne für die Errichtung des „höchsten Geschäftshauses der Welt“ sind jenseits in New York genehmigt worden. Es handelt sich dabei darum, den bereits vorhandenen Wollenträger der Metropolitan Life Insurance Company in New York zu einer gigantischen Höhe hinaufzuführen. Das Bauwerk soll nur einen gewaltigen Turm erhalten, in dem weitere Geschäftsräume der Gesellschaft errichtet werden. Nach der Vollendung wird das Gebäude eine Höhe von 658 Fuß haben, also 130 Fuß mehr als der Kölner Dom, der nur 528 Fuß mißt. Die Höhe wird nur vom Eiffelturm übertroffen. Der neue Turm wird zu den architektonischen Merkwürdigkeiten der Welt zählen. Er wird 48 Stodwerke besitzen, außer den 11 des Hauptgebäudes. Der Durchmesser soll 74 Fuß betragen; an jeder Seite werden neun große Fenster jeder Etage das nötige Licht zuführen. Die Konstruktion wird natürlich in Eisen ausgeführt und Marmor und Backstein dienen nur zur ornamentalen Verbindung der Strukturteile. Sechs Lüste werden eingerichtet, einer von ihnen soll die ganze Meise von der Erde bis zur Spitze des Turmes ohne Unterbrechung machen. Die Kosten dieses neuen Bauwerkes sind auf 12 000 000 M. veranschlagt. Diese himmeltragenden Stahlbauten, deren Anblick die Vorübergehenden schwindeln macht, sind so zuverlässig konstruiert, daß kein Sturm sie erschütterte. Uebrigens ist bei stürmischem Wetter, bei erhöhter Windgeschwindigkeit, die Brechung der Luftwellen an diesen Riesengebäuden außerordentlich stark und der Wind wirbelt so heftig aufwärts, daß erfahrene Fußgänger es dann tunlichst vermeiden, in die Nähe solcher Wollenträger zu kommen.

Humoristisches.

— **Neuerst ungelogen.** Arzt: „Nur nicht verzweifeln, mein Kind, es wird alles wieder gut werden!“

Badfischchen: „Ach, Herr Doktor, wenn ich jetzt sterben müßte, wo ich angefangen habe, mir eine Ansichtskartensammlung anzulegen...!“

— **Vergeßung.** „Sie geben also zu, das Rad gestohlen zu haben und bitten um mildernde Umstände! Womit wollen Sie diese begründen?“

„Es war das nämliche Rad, mit dem mich der Kläger schon einmal überfahren hat!“

— **Genau nach Vorschrift.** Fremder (zum Feuerwehrr-Kommandanten): „Warum löschen dem Ihre Leute nicht?“ — „Ja, wissen Sie, lieber Herr, das sind lauter Chargen, die haben nur anzuordnen und nicht zu löschen.“

— **Börsenfluch.** „Lohnm sollte sein, und auf Aktien sollte gehen müssen und a Tausendfuß sollte sein!“
(„Wegendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Der Goethe-Verein veranstaltet seinen 7. Nachmittag zu vollständigen Preisen (50 und 30 Pfennig) am Sonntag, den 13. Januar, nachmittags 4 Uhr, im Saal der Segeßion, Kurfürstendamm. Dr. Max Osborn wird einen Vortrag mit Lichtbildern über Constantin Meunier halten.

— Als nächste Novität wird in den „Kammerspielen des Deutschen Theaters“ Volkmoellers *Catherina* — Gräfin von Armagnac und ihre beiden Liebhaber — gespielt. Die Premiere wird im Laufe des Januar stattfinden. Agnes Sorma wird die Hauptrolle spielen. Außer Volkmoeller kommt in dieser Saison noch ein anderer Dichter zum ersten Male im „Deutschen Theater“ zum Vort: Schalom Ach mit seinem Schauspiel „Der Gott der Nacht“, dessen Premiere für den Februar geplant ist.

— Suzanne Després, welche ihr kurzes Gastspiel am 15. Januar im Neuen Theater eröffnet, bringt ein sechsundzwanzig Köpfe starkes Ensemble aus den ersten Kräften des von der französischen Regierung subventionierten Theaters L'Opere mit.

— Des „Schloßherrn“ Klage. Einer der Topfguder, die in den bürgerlichen Papieren nicht müde werden, Intimitäten der sozialdemokratischen Abgeordneten aufzuknuffeln, hatte wieder einmal das Märchen von Bollmars „Schloß“ sofortiert. Die „Köln. Ztg.“ hatte sich dazu hergegeben. Daraufhin sandte ihr Bollmar eine Ansichtspostkarte, die von dem rheinischen Platt wie folgt beschrieben wird: „Am Ufer des blauen Wassers sieht man nicht weit von einer kleinen Kapelle ein bescheidenes Holzgebäude, lauschig umschüt von grünem Hochwald, der sich die hohe Verghalde hinaufzieht. Dieses reizend gelegene Holzhäuschen bezeichnet ein handchristlicher Vermerk als „Soienfah“. Auf der Vorderseite der Karte aber steht, mit roter Tinte säuberlich geschrieben, eine zweistrophige liebenswürdig-launige Klage, unterzeichnet mit dem Buchstaben B. Hier sind die hübschen Verse:

O Soienfah, mein Haus aus Brettern,
Das sommerlich mich still beglückt,
Bist nun ein Schloß — aus Zeitungslatern —
Von Sag' umwoben, flaggeschmückt!

Wohin soll ich mich nun noch flüchten,
Daß mir Erquidung bent Natur?
Mit neuen Sensationsgerüchten
Folgt doch die Presse meiner Spur.“

Die „Köln. Ztg.“ gibt nunmehr das Schloß preis, aber Ruhe wird Genosse Bollmar deshalb doch nicht haben.

— **Knodessellers Einkommen.** Ein Freund Knodessellers, der Millionär G. H. Rogers, erzählte kürzlich, daß das Einkommen Knodessellers im vergangenen Jahre im ganzen über 240 Millionen Mark betragen habe. Das bedeutet nicht weniger, wie ein englischer Statistiker mit der der Sache zukommenden Genauigkeit festgestellt hat, als eine tägliche Einnahme von etwa 600 000 M.; in jeder Stunde am Tage wie in der Nacht steckt Knodesseller 37 500 M. in die Tasche und jede der 525 600 Minuten, die ein Jahr ausmachen, bringt ihm einen Gewinn von 400 M. Alle 20 Minuten verdient Knodesseller das Jahreseinkommen eines Durchschnittsarztes oder Advokaten und eine Stunde seines Lebens wirft ihm den Jahresgehalt eines preussischen Ministers in den Schoß. Knodessellers Einkommen würde genügen, um die Ausgaben des ganzen schwedischen Königreichs zu bestreiten. Die Einnahmen Danemarks könnte der Millionär verdoppelt aufbringen und dabei noch über ein wöchentliches Taschengeld von über 400 000 M. verfügen; er könnte den ganzen Staatsbetrieb Norwegens und Griechenlands auf ein Jahr bezahlen, 20 Millionen zu Wohlstandsweden opfern und würde immer noch 20 Millionen zur Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse übrig behalten. Wenn es ihm einfiel, könnte er jeder Familie einer Stadt wie Hamburg ein Geschenk von 2000 M. machen, oder 1000 Kirchen bauen, oder 400 große Krankenhäuser errichten.